

Konkrete Ziele der ökumenischen Arbeit

VON ATHANASIUS POLAG

Wenn man nicht weiß, welchen Hafen man ansteuert, ist kein Wind der rechte. An dieses Wort von Seneca muß man denken, wenn man so vielen Ökumenikern begegnet, die die Stirn runzeln. Den einen geht es nicht voran, den andern geht es zu schnell. Eine Unsicherheit in der Orientierung ist nicht zu übersehen. Stimmen, die sich um die Identität der eigenen Kirche sorgen, verstärken diesen Eindruck. Und das nach dem starken Text der katholischen Synode über die pastorale Zusammenarbeit der Kirchen und nach den Vorträgen und Berichten von Nairobi. Offensichtlich bleibt auch nach diesen Dokumenten die Frage: Wie soll es weitergehen? Dazu seien hier ein paar Gedanken aus der Sicht eines katholischen Christen vorgetragen, und zwar im Hinblick auf die Beziehung zwischen der katholischen Kirche und den reformatorischen Kirchen in Deutschland.

Zunächst einmal: Die Frage nach den konkreten Zielen ist berechtigt. In der Geschichte der Kirche sind unterschiedliche Formen von Einheit praktiziert worden. So kann sich die ökumenische Bewegung in der Begegnung der heute existierenden Konfessionen nicht auf eine bestimmte Vorstellung oder ein einziges konkretes Modell der zu verwirklichenden Einheit festlegen. Indem nämlich die Kirche auf ihrem Weg fortschreitet mit der Entwicklung der gesamten Menschheit, verändern sich auch einzelne Konkretionen der Einheit in Jesus Christus. Daher müssen alle, die an der ökumenischen Bewegung teilnehmen, sich von Zeit zu Zeit fragen, welche Formen von Einheit sie anstreben und welche Zwischenziele sie ins Auge fassen. Denn eine Entwicklung kann nur dann bewußt gefördert werden, wenn man für die Erreichung bestimmter Etappenziele öffentlich eintreten und werben kann. Wie bei jeder Orientierung geht es dabei nicht ohne einen Blick zurück.

Die erreichten Etappen

Ein wachsendes Bewußtsein christlicher Einheit ist entstanden. Das stellt die Synode der katholischen Bistümer fest. Es ist das Fazit des evangelisch-katholischen Dialogs von 30 Jahren. In dieser Entwicklung lassen sich zwei Phasen feststellen, die typisch sind für die ökumenische Bewegung überhaupt.

Das erste Ziel muß jeweils die *Vermeidung von akuten Konflikten* sein. Durch persönliche Kontakte und klärende Gespräche werden Mißverständnisse

über das Bekenntnis und die christliche Lebensweise der anderen Konfession ausgeräumt. Das Verständnis für die Überzeugung, die Intentionen und den Weg des anderen wird geweckt. Man bemüht sich, Aggressionen abzubauen. Wenn das Gespräch sehr gut verläuft, entdeckt man den besonderen Beitrag der anderen Konfessionen zur Ausprägung des christlichen Glaubens. Die Kluft im sprachlichen Ausdruck des Glaubens wird gesehen und durch gemeinsame Bemühung langsam überbrückt. Das Ergebnis eines solchen Kontaktes ist zumindest, daß man die Zwistigkeiten konfessioneller Konkurrenz bedauert und versucht, künftig Konflikte zu vermeiden. Nach den jüngsten Regelungen für die konfessionsverschiedene Ehe ist eine Hauptursache für Konflikte beseitigt. Wenn es in diesem Punkt weiterhin zu Komplikationen kommt, liegt es weithin am Verhalten der Beteiligten und ihren menschlichen Qualitäten. Dem ist aber durch offizielle Regelungen nicht beizukommen. Generell kann man sagen, daß sich die Gemeinden unterschiedlicher Konfession im allgemeinen mit Erfolg um ein gutes Auskommen bemühen. Dies wird sich noch verbessern, wenn es zwischen den Kirchenleitungen zu Vereinbarungen über die Konversion von Amtsträgern kommen wird. Dies ist nämlich ein Punkt, an dem es immer mal wieder zu bedauerlichen Verstimmungen kommt. Weil die Konfliktvermeidung eine bleibende Aufgabe ist, bedarf es auf offizieller Ebene gut funktionierender Kontaktkommissionen. Auch muß eine Kirchenleitung sich dafür zuständig wissen, ökumenische Störenfriede in die Schranken zu weisen.

Wenn das Gespräch über den Glauben auch im Glauben geführt wird, gelangt es in den meisten Fällen zu einem Punkt, an dem die Beteiligten sich fragen, ob sie nicht zu einer gemeinsamen Tat in der Kirche oder für die Kirche gerufen sind. Es geht dann darum, gemeinsam Aufgaben zu lösen, die sich der Kirche als Ganzer stellen. Die Einheit unter den Beteiligten wächst, wenn sie sich einer gemeinsamen Aufgabe stellen. Man tritt damit in eine zweite Phase ein, die man die Phase der *ökumenischen Kooperation* nennen kann. Die offiziellen Äußerungen der christlichen Kirchen im letzten Jahrzehnt stimmen darin überein, daß sie die Kooperation am Ort gutheißen. Der Beschluß der katholischen Synode und das Studiendokument des römischen Einheitssekretariats über die ökumenische Zusammenarbeit auf regionaler und örtlicher Ebene sind stark auf diese Aufgabe ausgerichtet. Beide Dokumente nennen eine lange Reihe konkreter Möglichkeiten für die Zusammenarbeit: ökumenische Gottesdienste und Gebetsgruppen, Bibelarbeit, Seelsorge, besonders kategoriale Seelsorge bei Konversionen und in konfessionsverschiedenen Ehen, Erziehung und Bildung, sozialer Einsatz, Kommunikationsmittel, Nutzung von Gebäuden u. a.

Angesichts solcher Aufzählungen fragt man sich, in welchen Bereichen es denn keine Kooperation gibt. Offensichtlich sind im Normalfall Sakrament und Leitung der Gemeinde nicht einbezogen. Hier ist die Grenze deutlich wahrnehmbar. Dennoch bleibt als Ergebnis bestehen: In der guten Zusammenarbeit der Katholiken mit den Christen anderer Konfession auf der Ebene der Gemeinden sieht man das jetzt anstehende Nahziel der ökumenischen Bewegung.

Da gemeinsame Aktion ohne Konflikte nicht möglich ist, verweist die Kooperation immer wieder zurück auf die Phase des ökumenischen Gesprächs und führt zu einer Vertiefung der gegenseitigen Kenntnis. Darüber hinaus tendiert die gemeinsame Aufgabe zu konkreten Absprachen über die Punkte, die erfahrungsgemäß zu Konflikten führen. Auch dies dient einer Stabilisierung der guten Beziehungen zwischen den Konfessionen. Das Problem entsteht dadurch, daß entschieden ökumenisch ausgerichtete Christen damit nicht zufrieden sind.

Das Fernziel

Wie soll es weitergehen zu einer sichtbaren Einheit der Kirche? Die Theologen können Grundsätzliches dazu sagen. Die Einheit der Kirche wächst in ihrer Sichtbarkeit dadurch, daß sich zwei Kirchen *gegenseitig anerkennen*. In diesem Fall bezeugen sich die Leitungen der beteiligten Kirchen gegenseitig, daß sie alle wesentlichen Elemente der Kirche Jesu Christi in der anderen Kirche verwirklicht sehen. Sie können dann den Amtsträgern der anderen Kirche erlauben, ihre Funktion in der eigenen Kirche auszuüben, wenn dafür ein Anlaß gegeben ist. Man kann dann auch Eucharistie miteinander feiern. Diese gegenseitige volle Anerkennung muß aber nicht die äußere Gestalt der Kirchen verändern. Sie können organisatorisch voneinander getrennte Körperschaften bleiben.

Auf diese Phase der „vollen Anerkennung“ folgt im idealen Fall die Phase der „*organischen Einheit*“. Denn die Kirchen, die sich voll anerkennen, können zu weitergehender struktureller Verflechtung und damit zu einer organischen Einheit fortschreiten, wenn sie wirklich die Gemeinschaft in Jesus Christus leben, die mit der gegenseitigen Anerkennung gegeben ist. Die Gestalt der organischen Einheit kann sehr verschieden sein und ist abhängig von der Geschichte und der jeweiligen Lebenssituation der beteiligten Kirchen. Einerseits kann organische Einheit darin bestehen, daß die früher getrennten Kirchen in allen Elementen kirchlichen Lebens zusammengehen und damit eine *einzig organisierte Struktur* bilden. Dann setzen sie ihre gesonderten Traditionen nicht mehr für sich fort, sondern treten nur noch als eine einzige Gemeinschaft in Erscheinung. Andererseits kann aber organische Einheit auch

darin bestehen, daß sich Kirchen *korporativ* zusammenschließen. Dann begeben sich die Kirchenleitungen in eine verpflichtende Gemeinschaft und verankern dies institutionell entweder konziliar (durch eine gemeinsame synodale Körperschaft) oder primatial (durch die Anerkennung eines Primas, dem bestimmte Kompetenzen zugewiesen werden). Die organische Einheit führt also nicht notwendigerweise zur Absorption bisherigen kirchlichen Lebens, sondern ermöglicht es, daß die einzelnen Kirchen ihre eigene Tradition als Charisma in den gemeinsamen Weg einbringen.

Der Hinweis auf diese beiden Phasen auf dem Weg zur Einheit der Kirche ist für alle Beteiligten an der Ökumene am Ort etwas enttäuschend. Sie fragen sich: Ist das nur eine Sache der Kirchenleitungen und können wir nichts dazu tun? Die Frage der gegenseitigen Anerkennung ist tatsächlich zunächst eine Angelegenheit der Kirchenleitungen und der Theologen. Sie müssen hier ihre Arbeit leisten in *Lehrgesprächen* über Bekenntnisfragen, um die Möglichkeiten zu finden, wie man aus den verschiedenen Traditionen heraus zu einem gemeinsamen Bekenntnis in den Punkten kommt, in denen ein gemeinsames Bekenntnis notwendig ist. Seit ungefähr zehn Jahren sind mit der katholischen Kirche vielfache Lehrgespräche im Gang. Die bisherigen Ergebnisse sind ermutigend. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß die Bemühung um Neuinterpretation vorhandener Bekenntnisschriften oder kirchlicher Handlungen nicht immer ausreichend ist. In einigen Fällen müssen sich Kirchen zur *Aufnahme* von Elementen christlichen Lebens entschließen, die bisher in ihrem eigenen Leben nicht ihren vollen Ausdruck gefunden haben. Dies ist vor allem der Fall in der Frage des Amtes in der Kirche.

Eine weitere Schwierigkeit besteht aber darin, daß in der Frage der gegenseitigen Anerkennung die einzelne Kirche als Ganze sprechen muß. Die Anerkennung setzt also einen *Entscheidungsprozeß* in der betreffenden Kirche voraus, dem ihre Glieder die Zustimmung nicht versagen. Solche umfassenden Entscheidungsprozesse stoßen aber in den Kirchen aller Konfessionen gegenwärtig noch auf zähe Hindernisse. Die schwierigsten Barrieren sind die nicht-theologischen.

In diesem Zusammenhang muß eine weitreichende Tatsache festgestellt werden: In den Kirchenleitungen der großen Konfessionen besteht im Augenblick darin Übereinstimmung, daß die ökumenische Bewegung und im besonderen die theologischen Gespräche noch nicht einen Stand erreicht haben, daß die Entscheidungsprozesse über die Anerkennung eingeleitet werden können. Man steht noch im Stadium des Studiums der Frage. Weil diese Feststellung im Grunde auf der Einschätzung von Bekenntnisfragen beruht, wird nichts und niemand auf der Welt die Kirchenleitungen dazu bewegen, zum gegenwärtigen

Zeitpunkt den Prozeß der vollen gegenseitigen Anerkennung zu beginnen. Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung: Alle, denen das Schicksal der Kirche Jesu Christi am Herzen liegt und die sich für die sichtbare Einheit dieser Kirche einsetzen, müssen damit rechnen und sich damit abfinden, daß die christlichen Kirchen in nächster Zukunft fortbestehen werden als getrennte Kirchen und Körperschaften. Die Kirchenleitungen werden daher auch weiterhin ein primäres Interesse am Schicksal der eigenen Kirche haben und erst nachgeordnet ein Interesse am gemeinsamen Weg der christlichen Kirche. Dies sollte nicht entmutigen, sondern zu realistischen Erwartungen führen.

Die konkreten Möglichkeiten

Aus dieser nüchternen Betrachtung der Situation ergibt sich *die entscheidende Frage*: Welche Möglichkeiten gibt es für die ökumenische Bewegung zwischen der Phase der Kooperation und der Phase der vollen Anerkennung außer theologischen Lehrgesprächen und einer quantitativen Ausdehnung der Kooperation? Diese Frage kann zunächst für die Kirchenleitungen beantwortet werden. Wenn bilaterale Lehrgespräche ein gewisses Stadium erreicht haben, können offizielle Vereinbarungen getroffen werden über eine pastorale Zusammenarbeit und damit über eine *ingeschränkte Gemeinschaft*, und zwar auch im Hinblick auf die Sakramente. Als Beispiel dafür kann man die Vereinbarung der römisch-katholischen Kirche mit der altkatholischen Kirche in Deutschland anführen. In der Frage des Jurisdiktionsprimates des Papstes hat man sich z.B. nicht geeinigt. Obgleich dies für die römisch-katholische Kirche von entscheidender Bedeutung ist, konnte man dennoch eine offizielle pastorale Vereinbarung über die Spendung der Sakramente an Christen beider Kirchen treffen. Christen dieser beiden Konfessionen werden nun die Einheit der Kirche bereits auf dem Gebiet des sakramentalen Lebens erfahren, obwohl sie wissen, daß es noch schwerwiegende theologische Fragen gibt, über die eine Einmütigkeit noch nicht erreicht ist. Die Kirchenleitungen zögern, solche Vereinbarungen zu schließen, weil sie eine Verwirrung bei den Gläubigen befürchten. Man vermutet, daß bei den Gläubigen der Eindruck einer Einheit entsteht, die tatsächlich noch nicht erreicht ist.

Es ist nicht zu erwarten, daß man in der Frage der wechselseitigen Zulassung zur *Eucharistie* in nächster Zeit weiterkommt. Die Eucharistie ist zwar als Sakrament der Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn Jesus Christus für die ökumenische Bewegung von größter Bedeutung, die Diskussion über die Zulassung zur Eucharistie ist aber offensichtlich in eine Sackgasse geraten. Die Kirchenleitungen haben sich in ihrer Einstellung zur sogenannten „offenen Kommunion“ eindeutig festgelegt. Die offiziellen Verlautbarungen der katholischen Kirche beschränken die Zulassung auf den Notfall unter bestimmten

Umständen. Es ist nicht zu erwarten, daß man von diesen Positionen in absehbarer Zeit abrücken wird. Es besteht im Gegenteil die Gefahr, daß die Loyalität des ökumenisch engagierten Christen von den Amtsträgern der Kirchen an seiner Einstellung zu dieser Frage gemessen wird. Das ist in höchstem Ausmaß bedauerlich, weil durch diese Entwicklung ein sakramentaler Vorgang eine sekundäre Kennzeichnungsfunktion als Loyalitätssymbol erhält.

Auch in der Frage der Anerkennung der kirchlichen *Ämter* ist nur mit einer sehr langfristigen Entwicklung zu rechnen. Auch eine eingeschränkte Anerkennung, die sich auf einzelne Amtsträger beziehen könnte oder auf bestimmte Gruppen, kann nicht erwartet werden, obwohl dies theologisch möglich wäre. Die Kirchenleitungen sehen die Zeit noch nicht gekommen, über das Stadium der Lehrgespräche hinauszugehen zu verbindlichen Anerkennungsvorgängen. Es gibt dafür bisher kaum Modelle. Die Unsicherheit über die Auswirkungen erschwert die Entwicklung.

Der *Gläubige in der Gemeinde* hat ja im allgemeinen keinen Einfluß auf den Gang der offiziellen Verhandlungen zwischen den Kirchenleitungen und auf den Gang der Lehrgespräche zwischen den delegierten Theologen der offiziellen Gesprächsgruppen und Kommissionen. Welche Möglichkeit gibt es für den Ökumeniker an der Basis? Die Kirchenleitungen antworten im allgemeinen auf diese Frage: Im Verlauf einer stärkeren Zusammenarbeit der Christen am Ort und einer konsequent beantworteten eigenen Berufung, die in der eigenen Kirche gegeben ist, wird die Gemeinsamkeit im Glauben vertieft. Mit dem Ausschöpfen der Möglichkeiten in der Kooperation, die von den Kirchenleitungen genannt werden, wächst die kirchliche Gemeinschaft in der Tiefe.

Das sieht fast wie eine Ausrede aus. Es soll hier nicht bestritten werden, daß dieser Hinweis auch bisweilen in der Praxis als Ausrede verwendet wird. Dennoch ist der genannte Zusammenhang bedenkenswert.

Die Kooperation führt in einem Fall weiter auf dem Weg zur einen Kirche: Die Zusammenarbeit darf nicht etwas rein Praktisches bleiben. In der Kooperation müssen die Beteiligten eine *Erfahrung des Glaubens* machen. Diese Erfahrung bedeutet: Trotz der Herkunft aus verschiedenen Glaubenstraditionen und trotz des Lebens in unterschiedlichen Ausprägungen des Christentums ist niemand anderes derjenige, der die Beteiligten zur Erfahrung der Einheit zusammenführt, als Jesus Christus selbst. Die Erfahrung der Einmütigkeit und Gemeinsamkeit, die im Verlauf einer guten Kooperation entsteht, muß im Glauben als Geschenk der Einheit erfahren werden. Wenn eine Gruppe von sechs oder sieben Personen ihre Einheit als Geschenk Jesu sieht, wird sie zu einem neuen Schritt veranlaßt, dem *gemeinsamen Zeugnis*. Im Hinblick auf diese Feststellung kann man von der ökumenischen Situation in Deutschland sagen: Es mangelt

uns bei den ökumenisch ausgerichteten Christen nicht an Kooperation, wohl aber am gemeinsamen Zeugnis für Jesus Christus.

Die Erfahrung einzelner Christen, daß Jesus befreit und eint, führt entweder zu neuen Schritten oder sie stirbt ab. Die neuen Schritte müssen in zwei Richtungen gehen:

1. Gemeinsamer *Danke* gegenüber Gott für die Erfahrung von Zuwendung und Einheit, für die Sicht neuer Möglichkeiten und für die neue Hoffnung im Leben.
2. *Sprechen vor der Welt* von Gott und von Jesus Christus und von seiner Gnade.

Man kann nun fragen: Verhindern nicht gerade die Unterschiede im konfessionellen Bekenntnis, daß die Christen ein gemeinsames Bekenntnis vor der Welt ablegen? Man kann darauf mit Nein antworten, obwohl es schwerwiegende Lehrdifferenzen gibt in der Lehre von den Sakramenten und der Kirche. Denn in der Frage, wer denn Gott ist und was Gott für uns und für die menschliche Gemeinschaft bedeutet, darin sind sich die Christen der großen Konfessionen an sich einig. Gerade das aber ist die *eigentliche* Aufgabe, vor der die Christen in der heutigen Welt stehen: das Zeugnis von Gott und von seinem Handeln in Jesus Christus. Es gibt Ökumeniker, die schon seit zwanzig Jahren immer wieder diese Aufgaben den Christen ins Bewußtsein rufen, daß sie ein verantwortliches gemeinsames Zeugnis abzulegen haben vor der Welt, indem sie glaubwürdig davon sprechen, was eigentlich mit „Gott“ gemeint ist und was dieser Gott getan hat und tut. Es ist die bleibende Aufgabe der *Evangelisation*, der Verkündigung des Evangeliums für eine nicht glaubende Welt. Ein solches Zeugnis und ein solches Sprechen von Gott ist nur dann glaubwürdig, wenn es von den Beteiligten abgedeckt wird durch eine entsprechende Erfahrung und eine konsequente Lebensweise, durch eine Praxis des Gebetes und des überzeugten Handelns.

Gruppen, die sich in dieser Weise zum gemeinsamen Zeugnis geführt wissen, werden auch in der Lage sein, die Teilergebnisse der offiziellen Lehrgespräche und der kirchlichen Kommissionen in *kirchliches Leben umzusetzen* und in die Verkündigung des Evangeliums einzubringen.

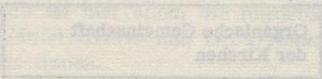
Wenn dieses Nahziel des gemeinsamen Zeugnisses aufgrund gemeinsamer Glaubenserfahrung von der ökumenischen Bewegung aufgegriffen wird, ist bereits jetzt eine Folge abzusehen. Alte Lehrunterschiede, sogenannte kontrovers-theologische Fragen, werden in ihrer Bedeutsamkeit relativiert. Die Gruppen, die aus der gelebten Kooperation das Geschenk der Einheit erfahren und dann zum gemeinsamen Zeugnis gekommen sind, werden auch den Hintergrund abgeben für künftige entscheidende Lehrgespräche, die bei den Kirchenleitungen zu neuen Schritten und zu neuen Vereinbarungen führen können.

Die negativen Punkte darf man allerdings dabei nicht übersehen. Beim Bemühen um ein gemeinsames Zeugnis werden besondere spezifische Schwierigkeiten auftreten, die es zu meistern gilt. Dabei lassen sich zwei Schwerpunkte wahrnehmen.

1. Die einzelne Gruppe wird sich Rechenschaft darüber geben müssen, was und wer sie zu einem Zeugnis veranlaßt. Dabei wird sie die Präsenz Jesu im eigenen Leben neu entdecken und damit auch die Präsenz Jesu in der Kirche und von dort her den *verpflichtenden* Charakter des Evangeliums neu sehen. Das führt unweigerlich zu einem gewandelten Verhältnis gegenüber der Verbindlichkeit des Zeugnisses der kirchlichen Gemeinschaft.

2. Beim Zeugnis für das Handeln Gottes in der Welt wird sich für die Beteiligten die Frage stellen, ob sie sich vom Handeln Gottes in Jesus Christus eine Veränderung der Weltverhältnisse erwarten. Einfach gefragt: Bewirkt Jesus Christus eine Veränderung nur unseres Bewußtseins oder bewirkt er im Glaubenden auch eine *Veränderung des Herzens*, des inneren Menschen? Das ist im Grunde genommen die Frage: Wirkt Jesus Christus nur durch das Angebot seines Evangeliums, für das er gestorben ist, d.h. durch sein Wort, welches das Wort Gottes ist, oder wirkt Jesus auch noch darüber hinaus als der heute bei Gott lebende Herr seiner Kirche, indem er den Geist gibt? Das letztere würde bedeuten, daß er in unsere Herzen hineinwirkt und dort eine Verwandlung entstehen läßt, die für uns selbst als Geschenk erfahrbar ist und die nicht nur als Folge einer Bewußtseinsveränderung gesehen wird. Diese Frage ist deswegen so wichtig, weil hier ein wichtiger Unterschied zwischen den Traditionen christlicher Frömmigkeit tatsächlich besteht. Zudem ist dies ein Zugang zum Verständnis dessen, was die Katholiken Sakramente nennen. Entscheidend ist es aber auch für die Menschen, die nach Gott fragen: Gibt es schon heute – und nicht erst bei der Vollendung der Geschichte – die verwandelnde Macht der Gnade?

Man kann die konkreten Schritte in einer Übersicht zusammenfassen (vgl. Tabelle). Es ist leicht zu sehen, daß die entscheidende Bedeutung des Zeugnisses voll und ganz dem Tenor von Nairobi entspricht. Wenn die ökumenischen Gruppen, die der Aufforderung zur Kooperation gefolgt sind, sich ihrer Erfahrung im Glauben stellen werden, wird es einen nicht aufzuhaltenden Fortschritt der ökumenischen Bewegung geben. Denn es ist immer beobachtet worden in der Geschichte der Kirche, daß sich kirchliche Strukturen und Formen christlichen Lebens nach der Eigenart und Intensität des konkret gelebten Zeugnisses ausgerichtet haben.



Übersicht über Faktoren ökumenischer Entwicklung

